

Zur Geschichte der Weinfässer

Die Fässer und die Kellergeräte, die der Weinbauer braucht, wurden aus Eichenholz hergestellt, denn in unserer Heimat ist der Eichenwald die charakteristische Form, die dem Landschaftsbild ein besonderes Gepräge verleiht. Die neuen, noch unverbrauchten Fässer geben dem Wein einen besonderen Geschmack, man sagt: „Der Wein hölzelt.“ Um diese Erscheinung zu vermeiden, wäscht der Hauer solche Fässer erst gründlich mit Sodamitteln aus.

Die Eichen kauft er nach alter Sitte bei einer Holzlizitation, die gewöhnlich im Winter vor Weihnachten abgehalten wird. Ist der Baum gefällt und hergerichtet, so fährt er ihn bei trockenem Wetter heim, zersägt ihn und macht die Fassdaubeln, die er zu einem vier-, sechs- oder achteckigen Turm, „Daufelkasten“ oder „Binderturm“ genannt, zusammenstellt, damit sie gut austrocknen. In den Dörfern der Weingegend sind diese Türme eine typische Erscheinung in den Bauerngehöften.

Der älteste Fass- und Geschirrmarkt für die Weinbauern war in Wien auf dem Michaelermarkt, daneben gewannen Korneuburg und später Mistelbach große Bedeutung. Ein einheitliches Maß fehlte um diese Zeit, weil die großen Weinorte ihr eigenes Maß hatten, z. B. um 1400 Eggenburg, Wien und Retz. Ein eigenes Getreidemaß besaßen Groß-Krut, Mistelbach, Laa a. d. Thaya, Znaim, Korneuburg, Stockerau und Krems.

Seit 1391 war für die Fässer das Eimermaß zu 4 Quartviertel eingeführt. Die Fuhre oder Ladung hatte 50 Eimer. Der Inhalt der Fässer betrug meistens 10 bis 15 Eimer. Manchmal gab es auch solche zu 20 oder 30 Eimern, die man noch heute in allen Kellern findet; daraus erkennt man den konservativen Geist der Weinbauern, die mit großer Zähigkeit an dem Althergebrachten festhalten. Bei jedem Bantaiding überprüfte die Herrschaft das Metzenmaß und den Eimer, um jeden Betrug zu verhindern. In Nieder-Absdorf bei Zistersdorf war ein Metzen in Steinform neben der Kirchentür eingemauert, wie das Groschenbrot und die Elle neben dem Riesentor bei St. Stephan in Wien (1414).

In Klosterneuburg wurden die Maße und die Waage gehämt – gerichtet, daher rührt der Name Hamer oder Haimer. Das Maut-, Zoll-, Geld- und Eichwesen ruhte im Mittelalter zum Teil in den Händen der Juden. Bei den alten Fässern sah man meist keine Eisen-, sondern Holzreifen, die aus jungen Birken hergestellt wurden. Die Binder stellten die Fässer und das Fassgeschirr her, das die Bauern benötigten. Darum finden wir in Poysdorf und Mistelbach eine Binderzunft, der sich alle Meister in den Ortschaften anschließen mussten.

Die Herrschaften besaßen ihre eigenen Hofbinder, deren Werkstätte „Bindkammer“ hieß. Derselbe verfertigte nicht nur die Fässer, sondern führte auch die Aufsicht über die Weine, regelte die Robot arbeitender Bauern und verwahrte die Kellerschlüssel. Er nannte sich in Feldsberg „fürstlicher Hofbinder“ zum Unterschied von den bürgerlichen Meistern der Gemeinden. Vergeblich kämpften unsere Binder gegen den Wettbewerb der mährischen, die bessere und billigere Erzeugnisse lieferten, die unsere Weinbauern gerne kauften. Das mährische Handwerk war unserem weit überlegen, weil sich hier der Einfluss der Habaner - Wiedertäufer, die in „Brüderhöfen“ lebten und wirkten - deutlich zeigte. Sie hatten tüchtige Meister, die dem Handwerk nur zur Ehre gereichten. Zu den Jahrmärkten brachten die Binder aus Südmähren viele Fässer in unsere Gemeinden. Wohl erhoben unsere Meister dagegen Einspruch und drohten, die fremden Waren zu vernichten. Die Fremden wiesen auf ihre kaiserlichen Freiheiten hin und behielten so recht.

Es kam nicht selten vor, dass bei einer guten Weinlese ein Mangel an Fässern eintrat, so dass die Bauern froh waren, wenn die fremden Meister ihnen aus der Not halfen.

Nach dem Dreißigjährigen Krieg war es Mode, recht große Fässer zu machen. Da zeigten die Binder Mährens ihr Wissen und Können, da sie die größten Fässer in Mitteleuropa herstellten. Allgemein bezeichnet man das Klosterneuburger Fass mit einem Inhalt von 1000 Eimern als ein Weltwunder. Dieses aber übertrifft das Nikolsburger Fass im Dietrichsteinischen Schloss mit 1756 Eimer. Dies erbaute der Meister Christoph Specht aus Brünn im Jahre 1643. Es ist 4 1/2 m hoch, 6 1/2 m tief, hat 22 Reifen zu 7 Zentner und ist noch heute eine Sehenswürdigkeit der Weinstadt Nikolsburg. Im Laufe der 300 Jahre war es nur einige Male mit Most gefüllt, denn die Herrschaft benützte es als Gärfass. Viele Fremde, die Nikolsburg besuchen, steigen gern hinab in den tiefen Keller und betrachten voll Verwunderung das Ungetüm, das so recht die Größe und die Bedeutung der ehemals mächtigen Grundherren ausdrückt.

Eines der größten Fässer soll der Müglitzer Meister Hans Zuck im Jahre 1698 für den kaiserlichen Hofkeller in Wien erbaut haben. Müglitz liegt nordwestlich von der Marschfestung Olmütz. Dieses Fass hatte angeblich 555 Eimer und 29 Reifen. Eine Abbildung besitzt das Stadtmuseum in Müglitz. Über sein Schicksal ist aber weiter nichts bekannt.

1000-Eimer-Fässer sieht man noch in Feldsberg und Matzen. Der ehemalige Klosterkeller in Mistelbach hat auch einige „Kanonen“ mit 6000, 8200, 14.000, 13.500, 15.800 und 35.000 Liter.

Diese Riesenfässer geben uns noch heute Kunde von dem Weinsegen unserer Heimat in vergangenen Tagen, da sie die Grundherren mit Vorliebe als Gärfässer benutzten.

Für besondere Weine, „Spezialweine“ genannt, bevorzugt der Bauer Trommel- und Ovalfässer; auch die Raumfrage im Keller spielt hier eine wichtige Rolle, weil ja der Bauer jeden Platz ausfüllen muss. Hat der Bauer keinen Füllwein so benutzt er Kieselsteine, damit das Fass immer voll ist. Das Ausschweifeln wurde ganz allgemein üblich; heute nennt es der Bauer „Einschlag geben“.

Nach der Entdeckung Amerikas gelangte die Robinie - „Akazie“ - zu uns, die sich im Weingebiet rasch einbürgerte und die für Fässer ein gutes Holz liefert. Man merkt sofort beim Kosten, ob der Wein aus einem Eichen- oder Akazienfass stammt, denn die Bauern sagen: „Jedes Fass kocht seinen eigenen Wein.“

Allmählich verdrängten die Eisenreifen die Holzreifen. Das „Beil“, das oben die Faltöffnung verschließt, hat gewöhnlich die Form eines Kegelsturzes. In der Wachau schnitzt man Figuren, die das „Beil“ ersetzen, z. B. Affen, Fratzen, Schwiegermütterköpfe, beliebt war auch die Feige, Daumen zwischen Zeige- und Mittelfinger, die angeblich den Wein vom Verrufen schützen sollte. Die Kanter, auf denen die Weinfässer liegen, sind aus Stein oder Holz. Für den Hastrunk, den der Bauer mit aufs Feld nimmt, hatte man früher ein „Hengelfass“; auch die Fuhrleute, die den Wein „per Achse“ nach Wien führten, besaßen ein solches für die Zuladung. Fässer aus Ton, Kupfer oder Blech benützte der Bauer für den Hausgebrauch. Die Glasflasche verdrängte dieses Hausgeschirr.

Um den Inhalt eines Fasses zu bestimmen hatte man früher die „Visiere“, das waren Holzstäbe. Um 1720 errichtete der Staat eigene Zimentierungsämter, die den Städten vorbehalten blieben (Laa a. d. Thaya und Zistersdorf).

Von Süddeutschland kam die Sitte der geschnitzten Fassböden zu uns und fand zuerst in den Stifts- und Herrschaftskellern Eingang. Da ließen die Äbte für ihren Tisch- und Messwein besondere Fässer machen und zierten die Fassböden mit verschiedenen religiösen und weltlichen Bildern, z. B.

Namenspatrone, hl. Urban, Kelch mit Hostie, Wappen, Sprüche usw.; umgeben wurden diese Arbeiten mit Weinranken und Blättern. Dass die religiösen Bilder bevorzugt wurden, hat seinen Grund in dem Zeitgeist des Barocks, der prägte ja den Leitspruch: „Alles zur größten Ehre Gottes.“ Die Frömmigkeit unserer Weinbauern ist mehr eine Gottesfurcht, weil sie die Hagelwetter und Missjahre befürchten, die sie um das Ergebnis ihrer Jahresarbeit bringen.

Das Bild der Dreifaltigkeit auf den Fassböden erinnert uns an die Angst vor der Pest, die in unserer Heimat leider kein seltener Gast war. Die geschnitzten Fassböden sind ein würdiges Denkmal alter deutscher Volkskunst und werden von den Museen gerne erworben.

Die Schnitzarbeiten im Mistelbacher Klosterkeller sind recht mittelmäßig. Früher hatte der Keller weit mehr derartige Böden, die aber verschwunden sind. Zu einem Weinmuseum konnten sich die Gemeinden an der Brünner Straße noch nicht aufraffen. Viele Fassböden sammelte der bekannte V. Rudernatsch, der sie an Museen und Liebhaber in Böhmen weitergab.

In der Biedermeierzeit übernahmen einzelne Bauern die Sitte von geschnitzten Fassböden und räumten der Volkskunst einen bescheidenen Platz in ihren Kellern ein. Es waren Einzelgänger, die Verständnis für echte deutsche Volkskunst zeigten. In den napoleonischen Kriegen waren viele wohlhabend geworden, die ihr Haus, ihren Hof und Keller neuzeitlich umgestalteten, es war ja die Zeit, da der Familienstolz in die Höhe schoss und in Bildern und Wegkreuzen seinen Ausdruck fand.

Hatte die Frau „ihre gute Stube“ mit alten schönen Möbeln, die den gemütlichen Geist jener Zeit verraten, so wollte auch mancher Bauer seinen „guten Keller“ haben, wo er mit seinen Freunden und Bekannten sich zusammenfand. Darum liebte man schöne Fassböden, auf die der Bauer so stolz war wie seine Frau auf die Kasten und Truhen. Der Herr Vater und die Frau Mutter ließen zum ewigen Andenken ihre Namenspatrone fein säuberlich schnitzen und betrachteten jedes Mal wenn sie die Keller betraten, diese Bilder. Darin zeigt sich der alte Familienstolz und das Selbstbewusstsein der Menschen in der Biedermeierzeit.

Doch gab es auch Ausnahmen, die ihr übriges Geld auf andere Weise benutzten, denn sie richteten in einem großen Fass eine Lagerstätte her, den beweglichen Boden konnte man leicht entfernen. Hier verbrachte der Schürzenjäger mit seiner Holden manch angenehme Stunde und die Fässer plauderten nichts aus. Dieses Vergnügen kostete mehr als ein schöner Fassboden und trug viel dazu bei, dass in manchen Gemeinden recht unerquickliche Familienverhältnisse herrschten.

Sehenswerte Fassböden bemerkte ich in den Kellern des A. Piller in Klein-Hadersdorf; die heiligen Anton und Cäcilia sind von Meisterhand geschnitzt und gereichen dem Besitzer zur Ehre, der sie auch sorgsam hütet.

Der Wiener Bildhauer J. Riedl schuf 1902 dem Josef Rieglhofer drei schöne Arbeiten, die eine Zierde des Weinkellers von A. Rieglhofer in Poysdorf sind: hl. Josef, hl. Theresia und auf einem Fassboden den Spruch: „Gott segne Österreichs Weinbau“; den Hintergrund bilden Weinranken, -blätter und -trauben. Viele Fässer zeigen nur eine Jahreszahl oder die Anfangsbuchstaben des Bauern und seiner Frau. Doch vermisst man da oft jede Verzierung, die schon zu viel Geld dem Bauern kostet.

Obwohl seit 1875 die neuen Maße Liter und Hektoliter eingeführt wurden, werden mancherorts noch die Fässer nach der Eimergröße berechnet. Ist auch das Fass nach dem neuen Maß geeicht, so geht der Bauer doch von seinen alten Eimern nicht ab. Da die Straßen und Wegverhältnisse jetzt besser sind als früher, so macht man die „Loadfässer“ in denen zur Lesezeit die Maische heimgeführt wird, jetzt etwas größer. Die Betonfässer lehnt der Bauer ab. Die Teile des Fasses

nennt der Bauer: Daufel, Reifen, Beil, Türl zum Reinigen des Innern und Schredl zum Auslassen des Weines beim Laden.

Einen sehr vernachlässigten Fassboden - den Kaiser Franz Josef I und Wilhelm II - entdeckte ich in Wilhelmsdorf. Ganz neue Arbeiten besitzt der Poysdorfer Tischlermeister L. Gloß in seinem Keller, Stadtwappen, Weingarten, sein Brustbild und das seiner Frau. Aus der Werkstatt des Laaer Meisters Lahner sind auch einige volkstümliche Arbeiten zu erwähnen, die den Sinn für Heimat, Volk und Familie verraten. Mögen die Werke einer echten deutschen Volkskunst, die mit der Heimat und dem Weinbau verwachsen sind, zahlreiche Nachahmer finden und den Sinn für das Schöne wieder erwecken, der in den letzten Jahrzehnten sehr vernachlässigt wurde.

Dass unser Weinfass im Volkswitz und Rätsel verankert ist, will ich nur nebenbei erwähnen.

Veröffentlicht in: „Neue Weinzeitung“, Nr. 26, 1942, S. 164